



Linde Salber

## Materiale Metamorphosen

›Identität‹ und Kleidung

### Erste Hülle

Die Kleidergeschichte eines Menschen beginnt, lange bevor er sie selbst absichtsvoll mitgestalten könnte. Jeder Einzelne startet als Bildprojekt eines Anderen, der wiederum als Repräsentant einer bestimmten Kultur agiert.

Apokryph jedoch bleibt der Ursprung. Im Fluidum umhüllender Materie genießt der sich bildende, verletzte Körper Schutz und Bewegungsspielraum zugleich, weshalb man im Uterus die Vorgestalt eines ersten Kleides sehen könnte. »Immer von etwas Weichem überzogen«, sagte GOETHE von der Natur.

Etymologisch leitet sich ›Kleid‹ her von ›Klei‹, d.h. der fetten, zähen Tonerde, die bei der Produktion von Tuchen zum Walken benutzt wurde.

Glück ist erforderlich, wenn es gelingen soll nach der Abnabelung, unter veränderten Bedingungen also, eine ähnlich perfekte Paßform herzustellen. Mit der Findung der ›Lieblingsklamotte‹ oder einer Art Basiskleidung (die immer geht) nähern wir uns dem apokryphen Zustand vielleicht ein wenig an.

Salvador DALÍ, der sein Leben bis in die intrauterine Zeit zurückerfunden hat, sieht eine weitere Wiederholung. Beim Einschlafen nämlich. »Ich habe ein tyrannisches Bedürfnis, meinen Rücken an der symbolischen Plazenta der Bettlaken zu spüren, die ich durch aufeinanderfolgende Anstrengungen immer perfekter der hinteren Partie meines Körpers anzuschmiegen versuche, ungeachtet der Temperatur; selbst während der größten Hitze muß ich so bedeckt sein, wie dünn meine Hülle auch sei« (DALÍ 1984, 44).

Nach Verlassen der ersten Hülle, direkt nach der Geburt, liegt da ein tierchenhaftes, sehr nacktes und viel zu kleines Wesen. Sobald es jedoch wenig später rosa gekleidet vorgezeigt wird, sieht man einen zivilisierten Anwärter auf die Möglichkeiten des Kultur-Menschen.

Der Körper mag eine zeitlang in ausgezeichneten Situationen nackt sein, die Seele kann das nicht. Sobald sie mit dem Lauf ihres irdischen Lebens in unseren Breiten beginnt, gerät sie in die Muster einer textilen Gesellschaft und Kultur.

Das lateinische Wort ›texere‹, gemeinsamer Ursprung von ›Text‹ und ›Textilien‹, meint: »weben, flechten; fügen, kunstvoll zusammenfügen«; ›textilis‹ heißt: »gewebt, gewirkt« (DUDEN). Die Seelen-Kleidchen und -Kostüme liegen bereit.

Wir beginnen als Anziehpüppchen, in das man oben etwas Feuchtes hineingibt, das unten wieder herauskommt, weshalb ständig ausgezogen, gepampert, eingepackt und neu verpackt werden muß. Und das geschieht immer schon im kulturspezifisch geprägten Bildprogramm psychästhetischer Vorlieben und Vorbehalte. Beglückend, aber auch beschwerlich für die Hegenden und Pflegenden, da man ein Neugeborenes denn doch nicht wie eine Puppe einfach weglegen kann. Es regt sich und sucht seinen Anteil am gemeinsamen Werk.

Die folgenden Überlegungen gehen aus von 32 autobiographischen Kleidergeschichten, die im Rahmen meines Seminars »Identität und Kleidung« angefertigt wurden (Universität zu Köln, Sommersemester 2002).

›Identität‹ wurde nicht als Erklärung, sondern als Vorbegriff für einen Suchprozeß benutzt, in dem das Seelische die Fülle der Möglichkeiten, sich zu verstofflichen, sich zu zeigen, sich zu spiegeln, sich in seinen Wirkungen zu erfahren in unterschiedliche Fassungen bringt: Gestalten der Verwandlung.

### **Puppenstadium oder: Leben im Diminutiv**

Bei der Betrachtung verschiedener individueller Kleidergeschichten wird deutlich, was wir eigentlich wissen, aber nicht gern wahrhaben

wollen: Wir sind nicht selbst Zeugen unserer Anfänge. Wir lernen sie erst spät in Gestalt von Erzählungen kennen, die andere geformt haben. Oder wir begegnen ihnen in den befreundlichen Gegebenheiten von Foto und Film. – ›Das soll ich gewesen sein?‹

Lange Zeit sind wir, und an der Kleidung können wir es ablesen, ›Objekt‹ der Gestaltung von Eltern, Tanten und Omas, (Väter bleiben hier ganz im Hintergrund), die mit ihrem Sinn für das Niedliche ihrem eigenen Vergnügen an Kleidungsstücken mit applizierten Enten, Teddybären, Micky-Mäusen, kleinen Schweinchen, Schleifchen und Rüschen nachgehen können. – ›Sieht das nicht süß aus!‹

Bei Betrachtung der Fotos aus jener Zeit, stellt A.H. fest, daß er ein Massenartikel ist. »Ich war gekleidet wie wohl jedes Baby: Strampelanzüge, meist aus Nicki. Dazu gesellte sich in etwas späterer Zeit das Schlabberlätzchen, auf dem gelegentlich unschwer zu erkennen war, welche Nahrung ich zu mir genommen hatte, oder besser gesagt, welche man an mich verfütterte.«

B.E.V. schreibt: »Wenn ich heute alte Fotos von mir aus meinem Geburtsjahr, 1976, überhaupt den späten Siebzigern, betrachte, ertappe ich mich dabei, daß ich denke: ›Verdammt cool, wie mich meine Eltern damals angezogen haben!‹ Denn knallrote Cordlatzhosen mit Schlag und darunter ein in Rot, Blau und Weiß geringelter Rollkragenpulli sind ja irgendwie wieder ›in‹, und mir gefällt diese Art, sich zu kleiden.«

Ein andermal heißt es: »Als ich klein war, trug ich ›Kleidchen‹ und ›Röckchen‹ und ›Blüschen‹ und ›Jäckchen‹, eigens entworfen und genäht von unserer Schneiderin. Nicht weil wir so reich waren, sondern aus Sparsamkeit und aus Leidenschaft – die Schneiderin war meine Oma. ...auch unsere Puppen

wurden beschneidert, mit kleinen ›Kleidchen‹ und ›Blüschen‹ und ... Aus Resten von Mamas Kleid wurde ein Röckchen für mich und/oder meine Schwester genäht, die allerletzten Streifen reichten noch für die erwähnten Puppenkleider.«

Alle Kleidungsstücke enden in dieser diminutiven Zwergen- und Puppenwelt auf ›-chen‹.

Was in der frühen Zeit mit uns geschieht, verwandeln wir uns an, indem wir wenig später selbst – im Umgang mit unserer Puppe – reinszenieren, was uns widerfahren ist. Dann handeln wir als gestaltete Gestalter, was einer Verdoppelung gleichkommt. Wir werden gleichsam geschichtlich, beginnen zu spüren, daß wir im Übergang leben. Gerade noch waren wir die Puppe der Mutter, nun sind wir Puppen-Mutter.

Schon im frühen Umgang mit Kleidung erfahren und behandeln wir, daß wir nicht bleiben können bzw. müssen, was wir gerade noch sind oder schon waren. An unseren ›Anziehsachen‹ können wir es ablesen. Sie bleiben auf der Strecke.

»Ich weiß noch, daß alle halbe Jahre meine Mutter erst mit meiner Schwester und anschließend mit mir den Kleiderschrank durchgegangen ist, um auszusortieren, was nicht mehr paßt. Während meine Kleidung dann die Wohnung auf immer verließ, wurde die meiner Schwester bei mir eingeräumt. Damals fand ich es noch ganz toll, von ihr Sachen zu übernehmen, schließlich war sie sechs Jahre älter, und mit ihren Sachen war ich dann ja auch schon fast so erwachsen.«

Mit der Kleidung bringen wir unsere Verwandlungsmöglichkeiten in Erfahrung. Wie ein Entwicklungsversprechen liegen sie nun im Schrank.

Nicht immer geht das Verschwinden vertrauter und häufig liebgewordener Kleidungsstücke mit einem solchen Versprechen einher.

Oftmals leiden wir an dem Verlust und verlieren für Momente Halt und Sicherheit.

Auch das Übernehmen der Sachen von den großen Geschwistern wird nicht notwendig als Gewinn verbucht. »Mir war, als wollte man mir die Haut meiner Schwester überstreifen.«

Empfindsames In-Erfahrung-Bringen einer vielleicht ›eigenen‹ Art, schließlich hat das Kind inzwischen gelernt, ›ich!‹ zu sagen, wehrt sich gegen Überfremdung. Solange man sich seiner eigenen Haut nicht sicher ist, und solange die Erfahrung fehlt, daß man sich darin mehr oder weniger wohlfühlen kann oder daß sie einem zu eng werden kann, braucht man die vertraute Kleidung wie eine zweite Haut, die Körper und Seele zusammenhält.

### **Verkleiden:**

#### **Von der Verwandlung auf Widerruf**

Wenn das Kind eine Haltung entwickelt hat, in der es über das vertraut Gewordene hinaus das sein möchte, was es sich ausmalen kann, wird sein Umgang mit Kleidung beweglicher. Das zeigt sich in der Lust am Verkleiden. Auch im Verkleiden überschreitet das Kind das Gekleidet-Werden. Mal folgt es dabei bestimmten Bildern, mal läßt es sich selbst von der Wirkung seiner Kostümierung überraschen, mal entwirft es sich voraus ins Große oder auch einmal zurück ins Kleine.

»Schon im Kindergartenalter habe ich gerne besonders schöne (= prinzeßinnenhafte) Kleider relativ bewußt als Verkleidung getragen. Solche Kleidung auf Familienfesten zu tragen, lag mir wesentlich weniger. ... Wie bewußt mir der Akt des Verkleidens war, zeigt das Bild vom Karnevalsfest im Kindergarten, bei dem ich mich im Alter von vier Jahren dazu entschlossen habe, als Baby zu gehen. Ich war mir über mein ›fortgeschrittenes‹ Alter also schon klar.«

J.C. erinnert sich an viele »Verkleidungsspiele: wir waren Piraten, Ritter und ähnliches. Ich hatte nun auch Hosen, die sich sowieso besser zu dieser Art von Spielen eigneten.

Dies war nur eine Seite meiner Beschäftigungen – ich verkleidete mich auch mit Kleidern. Sie zog ich sehr gerne an, wahrscheinlich, weil sie mich an meine Mutter erinnerten, sie trug nur Röcke und Kleider. Ich wollte so sein wie sie. Oft zog ich sogar ihre Schuhe an, die mir natürlich zu groß waren, und ich schminkte mich heimlich wie sie und probierte ihren Schmuck an. Diese Aktion des Schminkens und des Verkleidens war eine sehr geheime Aktion. Das Schminken war mir verboten, und das Verkleiden war mein Geheimnis.

Einmal wurde ich beim Schminken erwischt. Darauf verbot meine Mutter es mir völlig und versteckte die Schminke sogar. Mein Interesse fürs Schminken, welches beinahe zu einer Leidenschaft heranwuchs, wurde dann noch stärker. Ich suchte und suchte, bis ich das Versteck fand. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie ich vor dem Spiegel stand und das Blau, Grün und Rosa auftrug, meine Wimpern tuschte, meine Augen traf und alles verschmierte, was wehtat. Trotzdem hatte ich eine unglaubliche Geduld und arbeitete dem Ziel entgegen. Auch meine Lippen strahlten in purem Rot, was anders war als bei meiner Mutter, die eher eine zarte, natürliche Art bevorzugte. Ich mochte die starken Kontraste, das Bemalt-Sein meines Gesichtes. (Es war im Grunde kein Schminken, sondern Malen.)

Dazu verkleidete ich mich oft mit Tüchern oder mit den Plissée-Röcken meiner Mutter, die ich mit einer Sicherheitsnadel an der Seite verkleinerte. Ich tanzte durch die Wohnung, oft sogar ohne Musik und hatte so viel Freude, so viel Lebenslust dabei. Ich tanzte barfuß oder zog die Pumps meiner Mutter an, in de-

nen ich so zu gehen versuchte wie sie. Es gelang mir zuerst nicht, denn sie waren viel zu groß. Ich konnte sie an meinen Füßen nicht halten und schlüpfte schwankend aus ihnen heraus. Später hatte ich einen Trick: Ich stopfte sie mit Zeitungspapier, und dann, zur weiteren Stütze, spannte ich mir diese Haushaltsgummis über die Pumps in der Mitte meiner Füße. So war es perfekt.

In der Schulzeit, als ich ca. zehn Jahre alt war, wurde auch mein fünf Jahre jüngerer Bruder von mir verkleidet und sogar geschminkt. ...er fand es sehr lustig, wenn ich ihn wie ein Mädchen verkleidete; er lachte, als er mein »Kunstwerk« im Spiegel betrachtete. Wir spielten oft meine Verkleidungsspiele, die nun unsere waren.«

Hier geht es offenbar um eine Grunderfahrung des Sachverhalts, daß wir mehr sind als das Jeweilige und daß wir dieses »Mehr« herausgestalten können, indem wir Festlegungen des Status Quo überschreiten.

»Meine ersten bewußten Erfahrungen mit dem »Sich-Kleiden« lagen eher in dem Bereich des »Sich-Verkleidens«. Ich erinnere mich, daß es für mich immer etwas besonderes war, in andere Rollen zu schlüpfen und schließlich auch diese Rollen in diversen Spielen mit Freunden auszuprobieren. Als Tierärztin mußte ich natürlich auch einen entsprechenden Kittel tragen und als Familien-Mutter trug ich die Kleider meiner Mutter. Selbst den BH habe ich nicht vergessen, den ich dann mit Tennisbällen füllte.

Besonders spannend war es aber, in die zahlreichen, viel zu großen Stöckelschuhe unserer damaligen Nachbarin zu schlüpfen und damit herumzuzustolzieren. Sie war Mannequin und besaß eine riesige Tasche mit ausrangierten Schuhen, die sie für uns aufbewahrte.«

Im Verkleiden verstofflichen sich die Tagträume. »Was wäre, wenn...« kann mit dem

Mittel der Kleidung sinnlich ins Werk gesetzt werden. Das geht über das Können der sprachlichen Entwürfe, nicht nur in diesem Alter, weit hinaus.

»Meine Großmutter Josefine (selbst eine Verkleidungsexpertin, wie Fotos im Familien-Album belegen) weckte in mir die Lust am Verkleiden und am Theaterspielen. In einer großen Blechkiste sammelte ich abgelegte, nicht allzu kostbare Kleidungsstücke. Wenn es eben ging, verschwand ich auf dem Dachboden und verkleidete mich nach Herzenslust. Es machte mir ungeheures Vergnügen, in eine andere Rolle zu schlüpfen. Im Kindergarten war ich der Star, an mir ging keine Aufführung vorbei. Meine erste tragende Rolle als Mutter spielte ich in einem Kindermusical ›Hänschen klein, ging allein...‹ Ich spielte alles, angefangen vom ›Schneewittchen‹ bis zum ›Engel mit goldenen Flügeln‹ in der Fronleichnam-Procession. Oma scheute weder Kosten noch Mühe, mich zu Karneval nach meinen Wünschen einzukleiden.« (R. B.-W.)

### **Weigerung und Lieblingsklamotte**

Nach und nach entwickelt das Kind zu den Kleidungsstücken, die ihm angetan werden, seine ›persönliche‹ Beziehung. Bestimmte Sachen mag es, und andere kann es nicht leiden.

»Meine Mama erzählte mir, daß ich früher schon meinen eigenen Kopf hatte, und sie mir ab drei nicht mehr all das anziehen konnte, was sie wollte. Ich habe mich, wenn mir was nicht gefiel, schreiend geweigert, es anzuziehen und mich wohl meistens auch durchgesetzt. Kleider und Röckchen habe ich so gut wie nie getragen. Es war ja auch beim Spielen und Klettern eher ungeeignet. ... An ein paar Schuhe erinnere ich mich noch genau. Das waren rote Ledertiefelchen, die ich an Karneval zu meinem Kostüm ›Funkemariechen‹ ge-

tragen habe. Die fand ich so Klasse, daß ich die auch danach nicht mehr ausgezogen habe, bis sie schließlich überall abgenutzt waren. ... An ein weiteres tolles Outfit kann ich mich noch erinnern: einen schwarzen, weiten, langen Jeansrock mit gelbem ESPRIT-Pullover, schwarzes Poloshirt drunter und Wildleder-Cowboystiefel ... davon war ich kaum zu trennen. Ich kam mir darin so toll und umwerfend vor.« (S.J.)

Eine Frau Ende Fünfzig erinnert sich an einen »liebsten Pullover«, als sie etwa vier Jahre alt war: »Ich fühle noch das Weiche auf meiner Haut. Ich sehe noch die warmen Gelb- und Rot-Töne und darauf das prägnante abstrakte Muster. Den dunkelblauen Faltenrock mit Trägern, der aus unerfindlichen Gründen immer dazugeliefert wurde, habe ich dagegen regelrecht gehaßt, Röcke überhaupt. Meine Brüder trugen auch keine. Und beim Klettern über Zäune, vermutlich eine Hauptbeschäftigung in der Zeit, konnten sie richtig gefährlich werden.« (L.V.)

B.Z. berichtet von ihrer Zeit als wildem Mädchen: »Ich bin unendlich viel gerannt und dementsprechend oft hingefallen. Dabei habe ich so ziemlich alles, was mir angezogen wurde, kaputt gekriegt. Jedoch habe ich es nicht bewußt darauf abgesehen, meiner Mutter Ärger zu bereiten. Dennoch haßte ich vor allem die Strumpfhosen, von denen ich in dieser Zeit (vor Schuleintritt) besonders viele zerschissen habe, weil diese immer so herumschlitten, und die groben Nähte nie an der Stelle saßen, wo sie hingehörten. Das lag wohl am ehesten daran, daß es damals für mich sehr schwierig war auszumachen, wie man eine solche ›Strumpelhose‹ richtig anzieht. Ich hatte auch nicht den Kopf dafür. Es gab Wichtigeres. ...

Erzählt meine Mutter von meiner Kindheit, dann berichtet sie immer davon, daß ich eine Vielzahl von Klamotten besaß. Ich hätte mich

mindestens vier Mal am Tag umgezogen und zu jeder Reise einen riesigen Koffer mitgeschleppt. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich nur an wenige Begebenheiten. Da war ... die Liebe zu Röcken. Zu jenen, die ihre Pracht erst beim Drehen so richtig entfalten. Das war ein Erlebnis! Und so habe ich mich wohl bis zum Umfallen gedreht. Hierzu paßten meiner Meinung nach auch die beigefarbenen Stiefel. Daran erinnere ich mich noch genau. Ich wollte sie haben, und sie waren nicht gerade billig. Und als ich sie endlich mein eigen nennen konnte, habe ich mich weiter gedreht – bis die Schuhe, schneller als gewollt, ihren Geist aufgaben. ... Ich bin meiner Mutter dankbar, daß sie mir derartige Freiheiten gelassen hat.«

Ob Kleidung sich körperlich anverwandeln läßt und der Lust an körperlicher Bewegung Spielraum gestattet, ist in diesem Alter ausschlaggebend für Haß oder Liebe zu einem bestimmten Kleidungsstück. Auch Nähe und Distanz zu den bedeutsamen Erwachsenen finden darin ihren Ausdruck.

### **Blick der Anderen und Zentralperspektive der Marken**

Galten bislang die Auswahlkriterien der Eltern und in ersten Ansätzen auch die eigenen Vorlieben, so gewinnt in der Schulzeit der Blick der Anderen eine große Bedeutung. An der Kleidung kann sich festmachen, ob man dazugehört und mitspielen darf, oder ob man als Außenseiter gehänselt, auf Distanz gehalten oder sogar abgelehnt wird. Liebgemeint individuell Geschneidertes kann noch so kreativ, geschmackvoll, hübsch, witzig, strapazierfähig, bequem, farbenprächtig sein, es wird sich nur schwer gegen den Standard behaupten können, den die gleichaltrig Anderen, in Anlehnung an das Bild der Kinder- und Jugendlichen-Mode setzen.

Das war nicht immer so, besonders nicht in dem Ausnahmezustand der Nachkriegszeit, in der man sich eine Kleiderordnung kaum leisten konnte.

Den Blick der Anderen hat es immer gegeben, damit müssen sich alle Generationen auseinandersetzen. Aber seit wenigstens einem Vierteljahrhundert existiert eine Art Zentralperspektive, die mit Marken-Zugehörigkeit verbunden ist und ihre bestimmende Gewalt ähnlich entfaltet wie es vordem vielleicht nur der Moral gelungen ist.

Zugespitzt formuliert kann man sagen, daß Kleidung jetzt zum Indikator wird, ob einer in Ordnung ist, ob er es geschafft hat, ob er verdient, in der Gruppe aufgenommen zu werden.

»Von der 5. Klasse an mußte ich mich urplötzlich mit einem neuen, leider auch schmerzvollen Element von Kleidung auseinandersetzen: Gruppenzugehörigkeit. Es gab unverwechselbar zwei Gruppen in unserer Klasse, einmal die, die immer ›hip‹ und mit dem neuesten Trend angezogen waren, und die, zu denen ich (leider) gehörte und die eher ›billiger‹ rumliefen. Ich besaß lange Zeit nur insgesamt zwei Pullis, einen hellgrünen und einen dunkelgrünen, die irgendwann total ausgewaschen waren. Durch die herablassenden Blicke meiner MitschülerInnen fühlte ich mich immer unwohl und auch beobachteter, und obwohl es eine zeitlang dauerte, verstand ich es irgendwann doch, daß eine gewisse ›Angezogenheit‹ eine Art Voraussetzung für Zugehörigkeit zu sein schien.

Meine ausgewaschenen Pullis (die durchaus teuer gewesen sind und deshalb lange hielten) haßte ich daraufhin natürlich; ich habe mich auch oft dafür geschämt. ... Da half auch kein Betteln bei meiner Mutter, ich war dieser Tatsache machtlos ausgeliefert. Die erste Möglichkeit (mit 14), mir nebenbei Geld zu ver-

dienen, habe ich natürlich auf der Stelle genutzt, um endlich ein oder zwei Pullis mehr im Schrank zu haben. Da ich so wenige Klamotten hatte, ging es mir anfangs noch nicht mal darum, einen bestimmten Stil zu verfolgen. Ich wollte erst überhaupt etwas zum Wechseln haben.«

Alles wechselt in diesem Alter, die Stimmungen, die Begeisterungen und Vorlieben, die Zukunftsentwürfe, der Körper, die Zuneigungen. Es ist offenbar schwierig, wenn das eigene Erscheinungsbild so tun muß, als bliebe alles beim ›Alten‹, versinnlicht im Pullover.

Mit den Marken bekennt man sich dann zu einer Richtung, in der das eigene Leben weitergehen soll. Wenn man etwa erreicht hat, sich von der bislang maßgeblichen Gruppe abzuheben, macht diese Loslösung auch Angst und läßt den Heranwachsenden nach Stabilisierungen suchen, die wiederum in der Kleidung ihren Ausdruck finden können:

»1990 kam ich dann als einziges Mädchen von der kleinen Dorfgrundschule in das große Gymnasium der Stadt und mußte diese Überlegenheit meinen ehemaligen Klassenkameradinnen gegenüber ja irgendwie auch modisch ausdrücken. Die Folge davon war, daß nur noch Markenklamotten á la LEVIS, DIESEL und BENETTON von mir getragen wurden und meine Mutter die etwas erhöhten Preise dieser Sachen immer mit den Worten, die Qualität wäre ja auch viel besser, zu erklären versuchte.« Die Qualität eines Kindes, das es geschafft hat, darf sich nun in der Qualität der Kleidung niederschlagen.

Wie man sich zeigt, wie man sich sehen lassen will, um in gewünschter Weise eingeschätzt bzw. geschätzt zu werden, wird offenbar zum Thema, wenn man sich in einer neuen, fremden Meute (Gymnasium) platzieren will, um sich behaupten zu können. »In dieser

Zeit kam so etwas wie modisches Bewußtsein bzw. -werden in mir auf. (Manche nennen es auch Eitelkeit oder Unsicherheit). Markenprodukte standen an erster Stelle. Einige Zeit, ungefähr die gesamte Unterstufe, war es mir sogar peinlich, daß meine Trink-Tütchen die vom ALDI waren und nicht die HOHES C- oder SUNKIST-Packungen. Meine Mutter lachte nur über meine Einwände... Ich war Schüler eines ›Elite‹-Gymnasiums im Aachener Süden, dessen Absolventen zu 80% aus unglaublich bonzigen Söhnen und Töchtern der ›Öcher Haute Volée‹ bestanden...

Meine Freunde stammten, so wie ich, aus mittelständischen Familien ... Schon in der fünften Klasse durften es keine No-Name-Klamotten mehr sein. Egal, wie häßlich die waren, Hauptsache es prangte in dicken Lettern der Name einer renommierten Firma drauf. Die Schuhe, die ich an jenem Tag (vgl. Tagebucheintragung vom 16.5. '87) erworben habe, waren weiße Kapitäns-Slipper mit aufgedruckten Tieren und dem Firmen-Emblem, Marke ›Zoo‹, da ›Les Docs‹ nicht mehr zu kaufen waren.«

Eine Kultur, die der Devise des ›Alles ist möglich‹ gleichzeitig die Zielgröße ›Individualität‹ voranstellt und dem Einzelnen Wahlfreiheit zubilligt, ohne ihm bei der Entwicklung von Halt gebenden Strukturen zur Seite zu stehen, könnte man zynisch nennen. ›Flexibilität‹ und ›Innovation‹ sind unter diesen Bedingungen keine sogenannten neuen Werte. Als schlichte Gegenbegriffe zu ›Stabilität‹ und ›Tradition‹ sind sie vielmehr der reinste Etikettenschwindel.

Trotz aller X-Beliebigkeit kommt die jeweilige Alltags-Kultur, auch eine solche, die im Zeichen der Postmoderne lebt, nicht umhin, sich immer wieder zu einem Ganzen umzuschaffen. Die im Kontext von ›Multi-Kulti‹ favorisierte ›Gleichberechtigung‹ aller Lebens-

formen hält und fügt sich eben nicht nach Art von Patch-Work zusammen.

In traditionellen Gesellschaften orientiert sich der Einzelne an dem Lebens-Bild, das sich in einer gemeinsam gestalteten Raum-Zeit geschichtlich entwickeln kann. Im Rahmen dieses Bildes (als Ausdruck gemeinsam organisierter Erfahrung) sucht und erhält der Einzelne, stabilisiert durch die mit den Anderen geteilten Selbstverständlichkeiten, seinen Platz. E.H. ERIKSON hat das Phänomen in den 50er Jahren »Identität« genannt. Was geschieht aber, wenn divergente Lebensbilder, von ihren Entstehungsbedingungen abgelöst – gleichsam bodenlos –, den Einzelnen in ein Verwirrspiel von Fragen stürzen: Welche Ideologie, welche Unternehmungen, welche Ausdrucksformen, welche Bilder der Selbstinszenierung, welche Gestaltungen von Partnerschaft ... denn nun gelten? Interessanterweise kommt es weder zum Chaos, noch zu selbstbestimmter souveräner Wahl oder avantgardistisch riskanten Neubildungen. Vielmehr übernehmen in dieser Situation diejenigen Unter-Gruppen der Gesellschaft die Richtungsbestimmung, die wirtschaftlich am stärksten davon profitieren.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Modebranche hier eine Marktlücke entdeckt hat. Mit ihrer überschaubaren Differenzierung des Kleiderangebots in Gestalt von Marken hilft sie dem Einzelnen bei dessen Suche nach Bild, Aussehen, Ansehen, Eigenart und Bestimmtheit – auf Zeit. Zur Verkaufsstrategie der einzelnen Firmen gehört es, daß nicht körperbedeckendes Material angeboten wird, sondern Zuschnitte eines »comme il faut«, das heißt verstofflichte Philosophien und Lebensbilder, kurz: Life-Style.

Ein prägnantes Beispiel dafür bietet die Marke COMME DES GARÇONS aus dem Atelier der japanischen Modeschöpferin Rei KAWA-



KUBO. Sie warb bereits in den 70er Jahren nicht in erster Linie mit ihren Kleiderentwürfen, sondern mit Photomontagen des »Abseitigen«, Schroffen, Herben, man ist geneigt zu sagen: des Häßlichen. Wer seine Bestimmtheit darin sucht, aus der Rolle zu fallen, wird hier gut ausgestattet.

Im Umfeld der Marken läuft der Kunde nicht Gefahr, gleich seine ganze Seele zu verkaufen (das Problem liegt im übrigen anders: Er fürchtet, keine zu haben – also muß er sie käuflich erwerben) und schon gar nicht für den Rest seines Lebens. Es reicht, auf das bestimmte Bild einer Marke zu setzen, um eine zeitlang für sich selbst und andere »markant« zu



sein. Leichter als explizite ideologische Herzensanliegen lassen sich die Marken wechseln.

Im übrigen ist es geradezu die Aufgabe der Mode, uns zu Abtrünnigen zu machen; sonst könnten wir unser Bild nicht erneuern. Was für den Sich-Kleidenden eine zeitlang die ultima ratio war, erscheint – von dem neu bestimmenden Bild her rückblickend – wie ein Irrtum. Mal waren es die Farben, mal die Muster, mal die Stoffe und Materialien, mal der zu weite oder der zu enge Schnitt, der zu lange oder der zu kurze Rock, mal das Gebauschte und Bammelige...

Natürlich sind wir mehr und anders als wir jeweils sind; wir sind auch unsere Latenzen oder das, was wir noch nicht sind. Und die Kleidung bringt es an den Tag, allerdings nicht im Sinne eines Fortschritts – das ist das Sympathische an der Kleider-Symbolik –, sondern eher in dem Sinn, daß wir Kreise durchschreiten, deren Mittelpunkte sich leicht verschieben. »Gestaltung und Umgestaltung...«

Und noch etwas gehört zur Wirksamkeit von Mode und Marken. Wir leben nicht darunter wie ein konstant bleibender Kleiderständer. Wenn man genauer hinschaut, zeigt sich, daß Mode und Marken Gebrauchsanweisungen für die Gestaltung von Zeit liefern.

»Was ich für cool hielt, hatte eine Marke: NIKE. Diese vier Buchstaben gaben mir in Sachen Klamotten Orientierung. Kleidung, auf der dieses Label aufgestickt, aufgedruckt oder aufgenäht war, wurde für mich interessant. Wie diese Sachen dann tatsächlich aussahen bzw. was sie ausdrückten, war mir ziemlich egal. Ob es jetzt nun Fußball-, Tennis- oder was-auch-immer für Hemden oder Hosen waren, ist nicht wichtig gewesen. Das war nebensächlich.

Aber das änderte sich dann doch relativ schnell. Michael JORDAN, mein damaliger Super-Gott! Der hatte es in meinen Augen voll

drauf, und ich wollte genauso sein wie er. Also trat ich unserem lokalen Basketballclub bei. Voller Hoffnung und Tatendrang. Natürlich mußte ich auch mein Aussehen danach richten. Ich sammelte von nun an alles, was mit Basketball und Michael JORDAN zu tun hatte. Besonders seine Schuhe, die »NIKE-AIR-JORDAN« hatten es mir angetan. Die waren mein »Favorite«. Ich mußte sie einfach haben. Der Tag war gekommen: Ich hatte 200,- DM gespart und fuhr mit meiner Tante Ines nach Düsseldorf. ... Ich wollte diese Schuhe und keine anderen! Meine ersten, selbstgekauften Schuhe. Bezahlt von meinem eigenen Geld. Ich war stolz wie Oskar und fühlte mich wie der Meister persönlich. ... Ich war der Meinung, daß ich nur mit Hilfe dieser Sportschuhe zu Höchstleistungen kommen könnte. ... Ab und zu spielte ich dann auch ganz passabel mit ihnen. Doch hierbei sollte es nicht bleiben.

Neue Helden kamen und mit ihnen neue Klamotten, klar. Ich wurde ein Metalller und meine Kleidung wurde schwarz. Ja, Heavy Metal wurde meine Musik. Metal und lange Haare waren das einzig Wahre. Alles andere, besonders das, was ich damals unter dem Begriff »Techno« verstand, war Scheiße. Ich wurde, was Musik und die Kleidung anging, ziemlich engstirnig. Ich war in keinsten Weise gewillt, über meinen Tellerrand zu schauen. Der Beginn meiner Pubertät. Der Vorteil dieser Abgrenzung war, daß man nun wußte, anhand der verschiedenen Kleidungsstile, die sich langsam entwickelten, wer zu einem paßte und wer eben nicht (zumindest dachte ich das damals). Es bildeten sich Cliques, und man zog sich, um auszudrücken, in welcher man sich selbst befand oder befinden wollte, dementsprechend an. ... In unserer Clique trug man vorzugsweise T-Shirts von Metal-Bands. Je blutrünstiger und anrühiger, desto besser. »Kill God and all what is holy«, Nonnen, die es

sich mit einem Kruzifix selbst besorgen, waren so die Highlights, was das Design, den Aufdruck anging.

An eine Situation kann ich mich genau erinnern: Ich wurde konfirmiert. Nach der kirchlichen Feier kamen noch ein paar Verwandte zu uns nach Hause. Ich zog meinen Anzug aus und schlüpfte in meine ›Alltagskleidung‹. Meine Tante fragte mich ganz bestürzt, ob das Kreuz auf meinem Hemd, es war umgedreht, ein Zeichen meines christlichen Glaubens sei. Nein, das war es nicht. Ich wollte schockieren – meine Eltern, Lehrer und Mitschüler. So einfach war das. Ich wollte das mit meiner Kleidung tun. ... Doch mit der Zeit sollte auch diese Stilrichtung ein Ende haben.

Ich fing an, mich für Skateboards zu interessieren. Auch mein Musikgeschmack änderte sich. Dementsprechend trug ich auch andere Klamotten. ... Langsam interessierte ich mich für das andere Geschlecht und umgekehrt genauso. Das war auch ein Grund, sich in Bezug auf Kleidung, auf das Äußere, mehr Mühe zu geben.« (Der Wunsch erotisch attraktiv zu sein, verstofflicht sich nun ebenfalls in der Kleidung). »Wir waren permanent auf der Straße, ...ich will damit nur zeigen, daß das bei uns ›echt‹ war. Wir trugen unsere Kleidung aus einem bestimmten Grund, nicht nur, weil sie gut aussah. Ich trug Sneaker, weil ich mit anderen Schuhen keine Tricks auf meinem Brett machen konnte. Ich trug weite Hosen, weil enge unbequem beim Fahren waren, schneller reißen würden. Ich besaß ein Skateboard, weil ich es benutzte, nicht wie andere nur unter meinem Arm trug. Das war, ohne anmaßend klingen zu wollen, ›real‹. Es gibt immer welche, die den Style kopieren, ›Poser‹. Aber wir lebten danach. ... Die Aussage, die man mit dieser Art von Kleidung macht, ist meiner Meinung nach auch meine Aussage. Ich kann dahinter stehen. Das bin ich, mit ein

paar Unterschieden natürlich, aber im Großen und Ganzen bin das ich.«

Genau darum geht es, besonders in diesem Alter: Angesichts der außer Kraft geratenen und außer Kraft gesetzten Bilder der eigenen Geschichte wie angesichts der Vielzahl möglicher Verwandlungen eine Verhaltens- und Erlebens-Figur abstecken, in der sich etwas realisiert, das wir mit dem Namen ›Ich‹ versehen können.

Das Wissen, daß wir auch in dieser Hinsicht nicht einzigartig sind, stört diesen Prozeß nicht. Jedenfalls nicht, wenn wir mit den anderen in einer Wirkungseinheit verbunden sind. In einer Clique, wie das Beispiel zeigt, teilen wir eine Art gemeinsamen Schicksals. Wenn uns das gefällt, stehen uns die anderen, kleiderverwandte Gesinnungsgenossen oder ›Kumpel‹, die ebenfalls auf ein neues Bild setzen, wie ein Spiegel gegenüber.

Marken und Mode bieten einen wichtigen Anhalt, wenn man in Bewegung ist, einen eigenen Dreh für neuartige Auftritte zu finden. Kleidergeschichten wie Lebensgeschichten suchen ihren Halt in Übergangsgestalten. Eine zeitlang stabilisieren sich unsere Auftritte und Unternehmungen im Rahmen eines umgrenzten Bildes – von uns selbst, von unseren Wirkungen, Auffassungen, Vorlieben, Begeisterungen oder sogar Besessenheiten, von der Art, wie Menschen eben sein und aussehen, denken und reden sollen, was sie zu tun und zu lassen haben, wofür sie sich einsetzen müssen und wogegen sie sich zu wehren haben.

Aber so ein Bild bleibt nicht stehen. Die Lebensverhältnisse, die Ansichten der nachwachsenden Generation, das Selbstverständnis von Gesellschaft und Kultur wandeln sich. Wir stoßen auf unleidliche Grenzen und Widerstände, verteidigen eine zeitlang das vertraute Bild und spüren doch, wie sich ganz allmählich unsere Selbstverständlichkeiten auf-

lösen, neue Vorlieben entstehen und wir uns selbst verändern. Manchmal mit einem Gewinn an Freiheit, manchmal eingeschüchtert durch Unruhe und Irritation. Wir machen die Erfahrung, daß nicht die Welt untergeht, wenn wir die alten Kleider ablegen und neue Wege beschreiten, sondern daß wir nur unterwegs sind zu einem neuen, anderen Lebensbild.

Setzung und Veränderung sind Standbein und Spielbein der Mode wie der individuellen Lebensgeschichte.

Unverwechselbar möchten wir uns gestalten, aber nicht isoliert in Einsamkeit, sondern im Zusammenwirken mit anderen auf den verschiedenen Schauplätzen der Wirklichkeit. Wir möchten uns zeigen, dabei sein, da sein, vorkommen, existieren, und wir möchten, daß die anderen das wahrnehmen, bemerken, schätzen, erstaunlich finden. – »Wie nett du aussiehst, wie schön, daß es dich gibt!«

Es ist als würde die Alltags-Kultur »Marken« & »Mode« hervorgebracht haben, um diesen Prozeß von Gestaltung-Umgestaltung immer wieder neu zu beleben und sinnlich anschaulich in den Blick zu rücken. Als wollte sie uns an unsere Verwandlungsmöglichkeiten erinnern, damit wir nicht vorzeitig in Routine-Mustern verschwinden und für uns selbst wie für die anderen unkenntlich werden.

### Andere Zeiten, andere Perspektiven

Ein kurzer Rückblick auf die Lebenssituation der Menschen in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs wie in der Nachkriegszeit macht deutlich, daß die Marken erst in einer Zeit wirtschaftlicher Konsolidierung ihre Macht entfalten konnten. In einer Mangelsituation gelten andere Kräfte als in Zeiten von Fülle und Überangebot.

In der Kleidung zeigte sich, wie die Menschen einer geschlagenen Nation aussehen:

abgerissen, zerlumpt, beschämt, erniedrigt. So schwierig es war, sich vor dem Verhungern zu schützen, so schwierig war es auch, sich vor den Unbilden des Wetters zu schützen. Die Not, in einer Lebenswelt mit zerfallener Infrastruktur gesellschaftlicher Organisation den Alltag zu bestehen, wurde in den ausgemergelten Körpern wie in der Bekleidung offenbar.

»Dann begann die Schulzeit (1947). Ich trug Selbstgenähtes. Von links nach rechts gewendete, abgetragene Kleidungsstücke von diversen Tanten. Aufgetrennt und gewendet. Ich hasse noch heute Trennarbeiten ... Mutter nähte mir nun Skihosen. Aus Hosen, die meinen Brüdern zu klein waren, wurde der Schlitz herausgetrennt und an der linken Seite angebracht. Natürlich sah man die Trennstellen, sie sorgten für immerwährende Verhöhnung. Ganz gleich, wo ich hinkam, die ganze Bubenriege lachte sich über meine umgebauten Männerhosen kaputt. Bei jeder Gelegenheit machten sie mich darauf aufmerksam. Es war einfach peinlich. Pullover aus Wollresten, geknöpft auf der Schulter, verschönten mein Outfit nicht. Der Verschuß war auf der »Bubenseite«. Zum Schlafen durfte ich die abgelegten Schlafanzüge meiner Brüder tragen. Mutter hatte das Nachtzeug aus alten Hemden meines Vaters genäht oder aus übriggebliebenen Zuckersäcken. Einmal, so erinnere ich mich, hatte ich so ein »Monstrum« aus gewaschenem Matratzenstoff. Ach, und die Unterwäsche, eine einzige Juckpartie, handgestrickt aus Baumwolle, hart und unbequem. Das rauhe Muster drückte sich immer auf den Pobacken ab. Kratzen war nicht erlaubt.«

Aber Not läßt nicht nur leiden, sie macht durchaus erfinderisch. Selten sind Menschen so einfallreich schöpferisch, hier wäre das Wort »kreativ« einmal passend, wie in einer Situation, die nur mit unkonventionellen Mitteln

gemeistert werden kann. Solange es keine Bekleidungsstoffe gab, lautete die Devise der Modezeitschriften: ›Aus Alt mach Neu.« Und das nicht irgendwie und nur zweckmäßig, sondern: ›So schön wie möglich!‹ Auch in Zeiten der Not verschwindet nicht der Sinn für psychästhetische Steigerungen.

»Ich besaß ein Kleidchen aus einer Armeewolldecke, braun (wie könnte es anders sein) mit roter Wolle umhäkelt und bestickt.«

»Ich erinnere mich an Modezeitschriften, welche den Leuten zeigten, wie man aus Resten noch ganz hübsche Sachen zaubern kann, wie man zum Beispiel Kariertes mit Einfarbigem, Geblühtes mit Uni-Stoffen kombinieren kann. Nach der Währungsreform verschwanden diese Modeerscheinungen total von der Bildfläche. ...

Mein Cousin Franz, der bei der fahrenden Flak war, brachte einmal aus einem ausgeraubten Zug einen roten Stoff mit weißen Pünktchen, von einer Art Fallschirm-Seide. Kardinal FRINGS hatte verkündet, Raub aus Notwendigkeit sei keine Sünde. Von da an hieß das Klauen von Notwendigkeiten ›fringsen‹. Aus dem Stoff nähte mir meine Mutter ein Kleid, das ich viele Jahre getragen habe, denn damals wuchsen die Kleider ja noch mit den Kindern, weil man immer wieder die Säume herausließ. Das Kleid hatte ein kleines, weißes Krägelchen, über dem ich ein goldenes Kettchen mit einem kleinen goldenen Kreuz trug. Braves Kleid, braves Mädchen.«

Jedes Kleidungsstück war für die Menschen in den 40er Jahren ein Beweis dafür, daß sie aus Nichts Etwas zaubern konnten. Man mußte nur ›findig‹ sein und selbst Hand anlegen.

»Wir wohnten damals direkt an einer Bahnlinie. Einmal entgleiste ein Zug mit Baumwolle. Der größte Teil der Ladung ging in Flammen auf. Oma rettete, was zu retten war. Die Wolle wurde sortiert. Was leicht angekokelt

war, wurde als Füllung in Kissen gestopft. Was noch gut war, hat Oma zu Garn gesponnen. Jetzt bekam die ganze Familie, einschließlich meiner Puppen, schneeweiße glänzende Stricksachen. Sie waren sehr schön anzusehen, aber die Pullover waren so steif, daß man sie hinstellen konnte. Schlimmer waren aber die Sachen aus Schafwolle, die Oma auch irgendwo aufgetrieben und gesponnen hatte. Die Schafwollkleidung kratzte entsetzlich, und ich wollte sie nicht tragen. Aber aller Protest nützte zunächst nichts. Nach einiger Zeit hatte die Oma dann die Idee, mir ein langärmeliges Unterkleid aus einem alten Bettuch zu nähen. Ich haßte zwar die Sachen immer noch, aber wenigstens mußte ich nicht mehr das Kratzen ertragen.«

In dem nun folgenden längeren Bericht wird die ganze Zeitstrecke von Kriegsbeginn bis zur Währungsreform geschildert: »Mit Ausbruch des Krieges im September 1939 kam zu den mütterlichen Maßregeln noch die Kontingentierung der Kleidung von staatswegen dazu. Seide, Baumwolle, Wolle und Leder wurden fast ausschließlich für Rüstungszwecke hergestellt. So gab es dann auch bald ›Ersatzstoffe‹. Aus dem sogenannten ›Bernberg-Lavable‹, einem seidenähnlichen Erzeugnis, wurden duftige Modelle geschneidert. Ein sehr rauhes, kratzendes, angeblich wärmendes Material wurde aus Kartoffelkraut hergestellt, eine wenig sympathische, hautreizende Angelegenheit. Strickwaren wurden sorgsam aufgeriffelt, mühsam geglättet und mit einem anderen Wollrest zu einem neuen Schmuckstück verarbeitet. Dann gab es die ›Aus-Zwei-mach-Eins‹-Mode. So entstand aus einem alten Kindermantel und einem dunkelblauen BDM-Rock mein sogenannter Winterpelz, in den ich am 1. Oktober schlüpfte, um ihn ungefähr zu Ostern wieder auszuziehen. Waschen oder rei-

nigen? Fremdwörter in den letzten Kriegsjahren und in der Nachkriegszeit. Leder- oder Gummisohlen wurden nur im Winter erneuert. Im Sommer trugen wir Stoffsandalen mit einer mehrfach geteilten Holzsohle, die sogenannten »Klapperchen«. ...

Glücklich zu preisen, waren auch die Familien, deren aus dem Krieg heimkehrende Väter/Söhne eine Uniform oder sogar einen Militärmantel mitbrachten. Alles wurde sorgsam auseinandergetrennt und zumeist in Schwarz eingefärbt. Die Farbe überdeckte gnädig Feldgrau und Fliegerblau, und so entstanden Kindermäntel, Damenröcke, Hosen ... Ich trug noch lange meine BDM-Mütze: eine sogenannte Teufelsmütze mit zwei weißen Streifen. Schals wurden turbanartig auf dem Kopf zusammengeknotet, und so hatte die Trägerin zumindest warme Ohren.

Erstaunlich, aus welchen Materialien in Notzeiten Kleidungsstücke hergestellt wurden. Mullbinden, an die aber meistens nur die in ärztlichen Diensten stehenden Familienmitglieder herankamen, wurden in dünne Streifen geschnitten, zusammengeknotet und zu Pullovern verarbeitet. Die kratzten wenigstens nicht – ganz im Gegensatz zu den Zuckersack-Modellen. Bei diesen Säcken bestanden die Schußfäden aus Papier, die Kettfäden jedoch aus einem sehr rauen Synthetik-Material, das in mühseliger Arbeit aus den Säcken herausgelöst wurde. So strickte ich eifrig Pullover und Strümpfe für die ganze Familie, dazu noch in komplizierten Lochmustern.«

Pullover dieser Art würden heute bestimmten Mode-Designern zur Ehre gereichen. Das Seelische gebärdet sich eben anders, als manche Psychologien glauben machen wollen; es kommen nicht erst die Grundbedürfnisse und dann die Ästhetik. Selbst unter extremsten Lebensumständen erweisen sie sich als untrennbar.

»Diese Strickwaren fühlten sich nicht nur fürchterlich an, sie wurden auch bei jedem Waschgang kleiner. (Das Problem würde sich heute nicht stellen, denn man wäscht Objekte der Haute Couture nicht.) So wanderte das gleiche Modell vom größten Familienmitglied bis zum kleinsten und zumeist jüngsten.

Noch vorhandene Woll- oder Baumwollstrümpfe wurden so lange repariert, bis sie nur noch aus bunten Stopf-Flicken bestanden. Intaktes Schuhwerk war in unserer Familie in der Nachkriegszeit unbekannt. Meine jüngeren Geschwister liefen im Sommer barfuß herum, während ich mir mit meiner Mutter ein paar Schuhe teilte. ... Nach der Währungsreform im Juni 1948 gab es – wie aus dem Boden geschossen – fast alles, was man brauchte.«

Und kurz darauf findet in der 1949 gegründeten Bundesrepublik Deutschland die Modebranche ihr Aktionsfeld. Im Januar 1950 erscheint die erste Ausgabe von BURDA MODEN in einer Auflage von 100.000 Exemplaren.

Nach dem Krieg wird die Kleidung, wie vieles andere auch, zum Erkennungszeichen dafür, daß es gelingt, aus der Not, dem Chaos, dem Zerstörten, dem Dreck, der Armut, der Scham, aus dem Unordentlichen und Improvisierten herauszukommen in das Gediegene und Perfekte.

Die Kleidung soll insbesondere dabei helfen, die alte Ordnung zwischen den Geschlechtern wieder herzustellen. Im Frühjahr 1946 schreibt BERLIN'S MODENBLATT: »Die allzu sportliche Linie verschwindet, sie macht Platz für eine sehr weibliche Mode, die bewußt den Reiz der Frau herausarbeitet. Es scheint fast, als wollte die Mode die Frauen dem Manne wieder als zarte, behutsam zu behandelnde Geschöpfe vorführen. Zu sehr hat der Mann sich gewöhnt, in der sportlichen

Sachlichkeit des Anzuges auch die sachlich selbstbewußte Frau zu vermuten, die ihm nur Kamerad ist, aber keinen Schutz und keine Hilfe braucht. ... Vielleicht hilft die Mode der Frau, die sich in allen Stürmen so tapfer gezeigt und behauptet hat, wieder den Kavalier im Manne zu wecken, weil der zarte Reiz einer Frau ihn verführt« (LOSCHKE 2001, 154).

BURDA MODEN zum Beispiel bietet mit ihrer Modezeitschrift Schnittmuster auf Papier, die die Menschen anleiten, sich nach den alten Mustern wiederzutreffen, die vor dem Krieg galten. – »Wir sind wieder, die wir vor dem Sündenfall waren«, symbolisieren die weit schwingenden Röcke. »Wir sind wieder wer.«

Nach diesem Exkurs in die Vergangenheit wollen wir abschließend noch einen Blick werfen auf die Bedeutung der Kleidung für den älter gewordenen Menschen.

### **Faltenwurf der Haut und die schönen Kleider**

Jeden Morgen, oder wenn es sein muß, auch mehrmals am Tage, kann Kleidung der Erkundung des Bildes dienen, das man sich vom eigenen Auftritt macht. »Als was gehst du?«, das ist eine Frage, die sich jeden Tag wieder stellen kann, in den Krisenzeiten des Älterwerdens vielleicht etwas deutlicher vernehmbar. Kleidung und Spiegel erweisen sich in dieser experimentellen Selbsterfahrung als zwei Seiten derselben Sache: Innen und Außen fragen nach dem Plaisir ihres Verhältnisses.

Und wenn die Kleidung ihren Dienst von Erhaltung und Verwandlung des eigenen Bildes nicht mehr erfüllt, geht es manchmal sogar ans eigene »Fell«, das man umschneiden lassen kann.

Auf komische Diskrepanzen trifft der älter gewordene Mensch. Die Kleidung läßt sich erneuern, auch einmal das Interesse, schwerer schon die Gesinnung und Haltung, am aller-



schwersten aber der eigene Körper. Viele mögen sich deshalb in die gepflegte Unauffälligkeit.

Anderen kann man ansehen, daß sie den Kampf aufnehmen, sich athletisch ertüchtigen, kosmetisch tünchen und gegensteuern. In einer Zeit, da Jugendlichkeit zum Maßstab avanciert ist, nimmt sich mancher ältere Mensch ein Erscheinungsbild heraus, das für frühere Generationen ganz undenkbar gewesen wäre. Knallige Farben, wenn der Sinn danach steht, Jeans und Turnschuhe, wenn es bequem erscheint, ausgefallene Muster und Schnitte, wenn die Sommer- oder Wintermode es nahelegt. Und wer sagt denn, daß man mit Fünfundsechzig nicht à la ›Pippi Langstrumpf‹ auch einmal mutwillig das Nicht-Zusammenpassende, das gegen die Erwartungen Angehende, das die vermeintlich verbindlichen Maßstäbe Verrückende wählen kann.

Manche kleiden sich mit Bedacht. »Je älter ich werde, umso bewußter kleide ich mich. Ich könnte fast sagen: Ich inszeniere mich. Und so wird aus mir eine Griechin, eine Sonnenbraut, eine ›Königin der Nacht‹ à la ›Zauberflöte‹, eine Sonnenblume oder ein mit Arabesken geschmücktes Bildnis. Andere mögen das nicht wahrnehmen, die Hauptsache ›Ich fühle mich so‹. Zu feierlichen Anlässen darf es vornehmer sein: Ich denke an Diane DE POITIER, die große Dame des beginnenden 16. Jahrhunderts oder an die POMPADOUR (Barock).«

Das Seelische hat seine Lust daran, sich in alles zu verwandeln. In Gestalt der Kleidung wird das offenbar, anfaßbar, sinnlich, fotografierbar.

Wer davor zurückscheut, das so unverholen zu zeigen, kann auf eine Art Basiskleidung, eine private Uniform, die immer geht, zurückgreifen. »Heute kleide ich mich gerne zweckmäßig, bequem und nur bedingt modisch. Ich

tue mich schwer damit, Kleidung wegzuzwerfen. Auch entdecke ich immer häufiger, daß ich nicht gerne Kleidung einkaufe, ich komme mir oft bevormundet vor.«

»Nachdem ich nicht mehr berufstätig war, und mein Leben sich vorwiegend zu Hause abspielte, wurde Kleidung für mich ziemlich unwichtig. Ich liebe bequeme Sachen, hasse Schürzen und trage fast nur noch Hosen. Meine Frisur darf nicht viel Arbeit machen, und wenn ich mich zu besonderen Gelegenheiten doch mal fein mache, dann falle ich regelmäßig auf. Irgend jemand sagt dann bestimmt: ›Ach, Du hast auch ein Kleid?‹ «

Die Zeit der schrillen Experimente ist für die meisten vorbei. Wagt man sie dennoch, so bedarf es verstärkten Mutes, größerer Anstrengung oder einer gewissen Unabhängigkeit, so daß es einen nicht trifft, wenn man vielleicht in den Blicken der Anderen zu einer Figur wird, die sich auftakelt.

Wie schon früher in Zeiten der Unsicherheit ist die Versuchung groß, Kleidung als Tarnkappe zu benutzen, als Verhüllung des Faltenwurfs der Haut oder auch der Seele. »Ich traue mich nicht«, sagen die Kundinnen zur Verkäuferin, obwohl ihnen das gewagte Kleidungsstück im Spiegel durchaus gefällt.

Gleichzeitig ist im Alter eine Art von Gelassenheit am Werk. Je länger die Kleidergeschichte, um so nachhaltiger die Einsicht, daß unser Verwandlungs-Können, auch das der Kleidung, begrenzt ist.

»›Aschenputtel‹ findet in den Kleidern nicht mehr die Qualität des Anfänglichen. Man ist nicht mehr davon überzeugt, daß sich die Dinge so wenden lassen, daß immer wieder Anfang und Neubeginn dabei herauskommen« (SALBER 1999, 58f).

Und doch gilt im ganzen: Vom Strampelhöchen bis zum Totenhemd – alles wird gefärbt, gemustert, gesteigert, auch einmal minimali-

siert, geschönt oder verhäßlicht. Jedes Werkstück, gewußt oder nicht, erhält seine eigenartige Gestalt. Und das ist nicht erst der Fall, seitdem sich der Begriff des »Design« in der westlichen Welt durchgesetzt hat. Mode-Design ist keine Erfindung der letzten fünfzig Jahre, allenfalls der beschleunigte Wechsel des modisch Verbindlichen.

### Literatur

DALÍ, S. (1984): Das geheime Leben des Salvador Dalí. München

LOSCHKE, I. (2001): Fashion of the Century. Chronik der Mode von 1900 bis heute. München

SALBER, W. (1999<sup>2</sup>): Märchenanalyse. Bonn

Anzeige

Spezialist für Change Management und Human Resources

## Stark in Entwicklung

Wir unterstützen zukunftsorientierte Unternehmen mit den Werkzeugen der morphologischen Psychologie bei Aufgaben der Vertriebs- und Personalentwicklung sowie bei ganzheitlichen Prozessen der Neuorientierung.

**EVOLOG**  
BERATUNGSGESELLSCHAFT

EVOLOG Beratungsgesellschaft  
für Personal und Unternehmensführung mbH  
Hohenstaufenring 48-54, 50674 Köln  
Tel. 0221/921595-0, Fax 0221/921595-25  
Info@evolog.de / www.evolog.de  
Mitglied der agens Gruppe